

**„... und was sagen die Betroffenen dazu?“
Erfahrungen von ehemaligen Pflegekindern.
Ergebnisse biografischer Interviews aus dem
Forschungsprojekt:
Partizipation von Pflegekindern**

Referat auf der Tagung „meine Meinung – (k)eine Meinung ?!“ – Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Sozialen Arbeit im Feld der Jugendwohlfahrt, veranstaltet von der Steirischen Kinder- und Jugendanwaltschaft und der Fachabteilung 11b Sozialwesen der Steirischen Landesregierung in Graz, 8. Juni 2006.

Mag^a. Anke Hoyer

Partizipation von Kindern und Jugendlichen ist in den letzten Jahren zu einem Thema geworden, das steigendes Interesse und Aufmerksamkeit erhält und mit zunehmender Vehemenz gefordert wird. Während im öffentlichen Rahmen die Erfahrungen mit Partizipationsmodellen wie Kinderparlamenten und Jugendforen diskutiert werden, wird auf der professionellen Ebene von Jugendwohlfahrtseinrichtungen die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation im Zuge der Fremdunterbringung immer wichtiger. Wesentlich ist die Frage, *wie* Beteiligung von Heranwachsenden in der Jugendwohlfahrt umgesetzt werden kann.

Im Frühjahr 2003 wurde das Projekt, das ich Ihnen heute vorstellen möchte, durch die Grundlagenforschung der MA 11, Wien übernommen und ich wurde damals mit der Koordination und Durchführung beauftragt. Gemeinsam mit meiner Kollegin Frau Mag.^a Elisabeth Brousek erfolgte die Auswertung der Daten. Ich werde Ihnen heute von der Ausgangssituation des Projektes berichten, das Forschungsdesign vorstellen und die aktuellen Ergebnisse präsentieren.

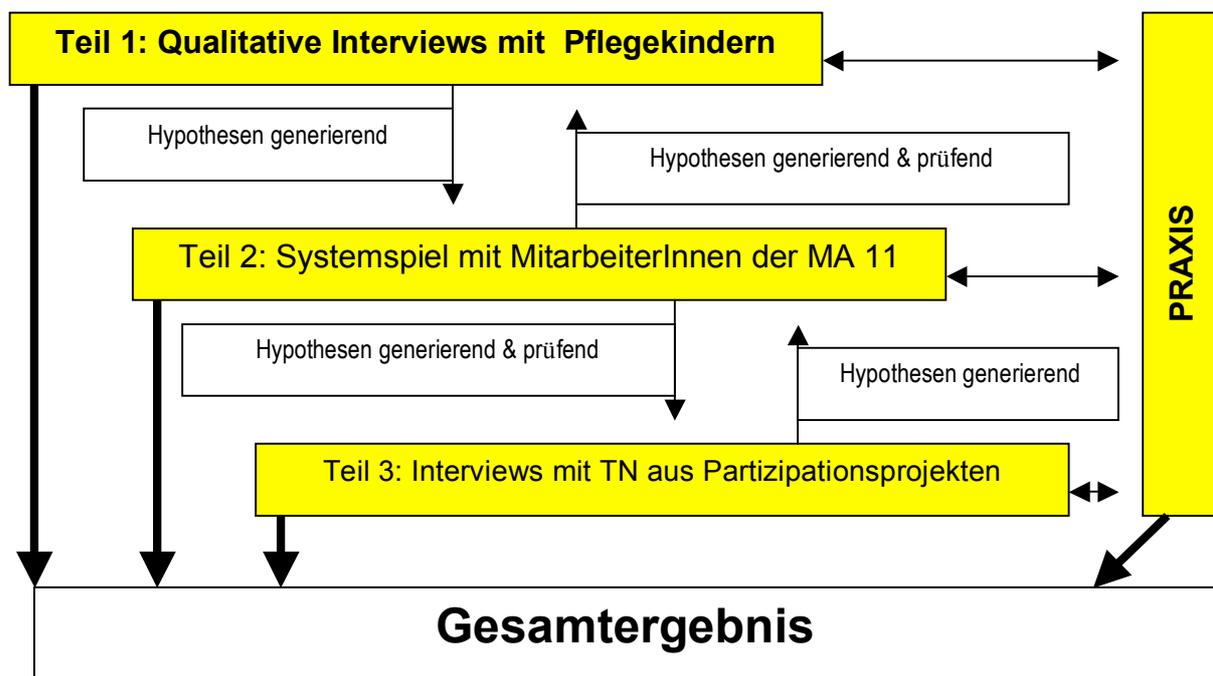
Die Ausgangssituation des Forschungsprojektes war dadurch gekennzeichnet, dass ein deutlicher Mangel an Forschungsergebnissen und praktischen Ansätzen zu dem Thema Partizipation von Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Unterbringung in Pflegefamilien bestand. Bisherige Untersuchungen und entsprechende Publikationen behandeln grundsätzliche Thematiken betreffend die Situation von Pflegekindern. Auffallend ist, dass sie viele Informationen *über* die Situation von Pflegekindern beinhalten, aber nicht *von* den Betroffenen selbst. Damit war ein wesentliches Grundprinzip im Zusammenhang mit Partizipation nicht gegeben.

Das Forschungsdesign und Erkenntnisinteresse der Gesamtstudie:

Das Projekt Partizipation von Kindern und Jugendlichen hat sich dahingehend entwickelt, dass es inzwischen aus drei Teilen besteht:

- Teil 1 rekonstruiert mittels biografischer Interviews die Erfahrungen heute erwachsener ehemaliger Pflegekinder. Darauf werde ich heute ausführlich eingehen.
- Im zweiten Teil wurde ein Systemspiel und damit ein experimentelles Forschungsdesign durchgeführt, in dem es um erfahrungsbezogenes Lernen von MitarbeiterInnen geht. Ausgangssituation für das Spiel ist die Erzählung eines interviewten Pflegekindes aus Teil 1 des Projektes (s. Hoyer und Brousek, 2004, Interview mit Angela). Von MitarbeiterInnen der MA 11 wurde über mehrere Tage ein realer Fall nachgespielt. Spannend ist, dass es mehrere Aspekte gibt, in denen die Erfahrungen des Systemspielpflegekindes (gespielt von einer erwachsenen Sozialarbeiterin) und die Erfahrungen des realen Pflegekindes übereinstimmen.
- Teil 3 liegt noch in der Zukunft. Es geht darum, die Erfahrungen mit Praxismodellen sowie andere Fortbildungsinitiativen, die innerhalb der MA 11 in den letzten Jahren zum Thema Partizipation durchgeführt wurden, zu dokumentieren und zu reflektieren.

Abbildung 1: Forschungsdesign



Heute geht es um den 1. Teil, die biografischen Interviews mit heute erwachsenen, ehemaligen Pflegekindern:

Das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse liegt in der Gewinnung von Daten von Betroffenen selbst: Es geht darum, Informationen von ehemaligen Pflegekindern, die bereits volljährig sind, über ihre Erfahrungen mit der Unterbringung in Pflegefamilien zu erhalten und ihre Einstellungen und Wünsche bezüglich Partizipation zu erfassen. Über das Verstehen der subjektiven Sichtweise der Betroffenen können institutionelle Handlungsschemen aus dem biografischen Blickwinkel evaluiert und verändert werden.

Ich möchte Ihnen im folgenden zentrale Ergebnisse aus den biografischen Interviews mit Pflegekindern präsentieren. Die Interviewten waren zum Zeitpunkt der Gespräche zwischen 19 und 41 Jahre alt. Ich werde mich im folgenden auf sechs Thematiken konzentrieren, über die die Pflegekinder schwerpunktmäßig ihre Erfahrungen erzählt haben und werde beispielhaft Zitate in anonymisierter Form von vier Pflegekindern bringen. Ich habe Sie Max, Harald, Maria und Angela genannt:

„Der Verlauf der Lebensgeschichte“ :

Es wurden u.a. jene Erfahrungen rekonstruiert, die Kinder in den ersten sechs Lebensjahren und zu Beginn der Fremdunterbringung machen. Gemeinsamkeit aller Interviewten ist das Einsetzen unerwarteter biografischer Veränderungen in dieser Zeitspanne und es wird als das „Leben mit Unklarheiten“ bezeichnet.

Diese aus der Sicht der Kinder erlebten dramatischen Veränderungen beziehen sich entweder auf den Wechsel von der Herkunftsfamilie in ein Heim (Max, Harald) oder als dramatische Veränderung wurde das unvorhergesehene Auftauchen der Herkunftsmutter in der Pflegefamilie erlebt (Angela, Maria). Als Kontrast dazu wird hingegen ein nochmaliger Wechsel der Fremdunterbringung von einem Heim in eine Pflegefamilie von Max und Harald sehr positiv erlebt. Die Interviewten erzählen, was für den positiven Verlauf ausschlaggebend war: Durch die Transparenz in der Vorgehensweise und der Möglichkeit einer Übergangszeit wurde von Beginn an ein Zugehörigkeitsgefühl zu der Pflegefamilie ermöglicht und aufgebaut, das sich als langfristig stabil bewährt hat.

Die Erfahrungen der Interviewten geben deutlich Hinweis auf die Notwendigkeit, die konzeptuelle Verankerung der Gestaltung der Übergangszeit in die Fremdunterbringung zu überdenken. Es geht darum, eine kindgerechte Transparenz im Beziehungssystem, den Funktionen beteiligter Personen und deren Vorgehensweisen zu sichern. Die Erzählungen von Seiten der Betroffenen verdeutlichen die langfristig negativen Auswirkungen für die biografischen Verläufe der Pflegekinder durch Unklarheiten auf der Handlungsebene der Erwachsenen.

Die Kategorie **„Identität und Familienzugehörigkeit“** beinhaltet die Ergebnisse, wie Pflegekinder ihren Identitätsentwurf ausbilden. Sie sind grundsätzlich mit zwei unterschiedlichen Modellen familialer Sozialisation (einer leiblichen und einer hergestellten Familie) konfrontiert. Die interviewten erwachsenen Pflegekinder dieser Studie haben darüber hinaus auch Erfahrungen mit Heimunterbringung (Max, Harald) und Pflegefamilienwechsel. Die subjektive Bedeutung ein Pflegekind zu sein, reicht von abwertenden und ausgrenzenden Erfahrungen und Umgangsformen in der Pflegefamilie bis hin zu dem Gefühl der Zugehörigkeit und dem Wissen ein „absolutes Wunschkind“ zu sein. Maria sagt (Zitat):

“Ich würd sagen, ich hab nicht das Gefühl eines zu sein (also ein PK), also das Bewußtsein ist da, aber ich fühl mich absolut dazugehörig“.

Angela hingegen erzählt: „Es war ganz klar, ich bin kein ganz normales Familienmitglied. Es hieß immer: Das ist unser Pflegekind“.

Unterschiedliche Erfahrungen sind ebenso bei der Konfrontation mit der Existenz einer Herkunftsmutter im Alter von fünf bzw. sechs Jahren gemacht worden. Auf die bisherige Identifizierung der Pflegemutter als „meine Mutter“ hat es unterschiedliche Auswirkungen: Angela vollzieht einen Wechsel in der Identifizierung und bezeichnet ab diesem Zeitpunkt die leibliche Mutter als „meine richtige Mutter“. Maria manifestiert hingegen ihre Identifizierung der Pflegemutter als „meine Mutter“. Max Identifizierung seiner Herkunftseltern reduziert sich allein auf die Tatsache des „genetischen Fingerabdrucks“. Auch ein späterer Kontaktwunsch des Herkunftsvaters, im Erwachsenenalter von Max, ändert daran nichts. Als „meine Mutter“ wird durchgehend die Pflegemutter identifiziert.

Kaum ein anderes Thema innerhalb des Pflegekinderwesens ist sowohl in der Praxis als auch in wissenschaftlichen Diskursen so spannungsgeladen, wie **die Gestaltung der Kontakte zwischen Pflegeeltern, Herkunftseltern und Pflegekind**.

In der Studie zeigt sich, dass es vor allem wesentlich ist, unter welchen Bedingungen die Konfrontation mit der Herkunftsfamilie einsetzt und fortwährend stattfindet. Bei allen interviewten Pflegekindern dieser Studie kam es zwar zu Kontakten mit den Herkunftseltern, jedoch bestehen große Differenzen bezüglich der Häufigkeit und Freiwilligkeit der Besuchskontakte, der Informiertheit der Kinder, wann und warum diese Besuchskontakte stattfinden (müssen).

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass aus der Sicht der Pflegekinder das Entweder-Oder Paradigma Ersatzfamilie oder Ergänzungsfamilie überwunden werden muss.

Die Erzählungen der Interviewten machen eine Vielfalt diesbezüglicher Erfahrungen deutlich. Pauschalisierende Aussagen über die ideale Form des Kontaktes zur Herkunftsfamilie (Abbruch oder Aufrechterhaltung) sowie über Identität und Identitätsprobleme von Pflegekindern sind aufgrund der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung nicht zulässig.

Die Erfahrungen reichen von dem Erleben der Besuchskontakte als „massive Störung“ bis hin zu dem Erleben einer Bereicherung und dem Bedürfnis nach Besuchskontakten.

Wesentlich erscheint, die Besuchskontakte in ihren komplexen Wirkungszusammenhängen zu erkennen, daher das Zusammenspiel zwischen den Systemen Pflegefamilie, Herkunftsfamilie und Amt für Jugend und Familie genauer zu betrachten.

Allen Interviewten gemeinsam ist das Erleben, dass sie als Kinder nicht ausreichend nach ihren Wünschen in Bezug auf die Kontakte zur Herkunftsfamilie gefragt wurden. Es gibt Pflegekinder so wie Max und Maria, für die es zentral ist, dass Pflegekinder „in Ruhe gelassen werden“, d.h. Besuchskontakte wenn überhaupt nur unter der Bedingung der Freiwilligkeit des Kindes stattfinden. Bei anderen Pflegekindern entwickelte sich im Laufe der Zeit ein deutlicher Wandel in der Wahrnehmung von Besuchskontakten. So z.B. bei Angela: Das anfängliche Entsetzen und die daraus resultierende Ablehnung mit einer plötzlich auftauchenden Herkunftsmutter konfrontiert zu sein, verändert sich im Laufe der Jahre zu einem Bedürfnis nach Besuchskontakten mit ihr.

Pflegekinder geraten sehr unter Stress, wenn der Kontakt zur Herkunftsfamilie unvorbereitet und plötzlich erfolgt oder Intransparenz bezüglich Anlass, Funktion und Hintergrund von Besuchskontakten besteht. Diese waren nämlich für Kinder oft nicht mehr ersichtlich. Sie werden unter diesen Bedingungen auch mit den Ängsten ihrer Pflegeeltern konfrontiert, wodurch ihre eigene Belastung noch weiter verstärkt wird. Eine nicht transparente Vorgehensweise vermittelt das Gefühl des „totalen Tumults“ (Angela) und mündet in Angst, Druck und Enge.

Dies sind Bedingungen, die weit entfernt von dem Erleben partizipatorischer Handlungsmöglichkeiten sind und die zudem ein förderliches Zusammenspiel der beteiligten Systeme blockieren. Unter dieser Bedingung kommt es zu Vereinfachungsversuchen, indem die Pflegekinder eine Distanzierung zu dem Helfersystem Jugendamt einschlagen und den ebenfalls bei den Pflegeeltern erlebten Stress als Bestätigung von Ohnmacht und Hilflosigkeit zuordnen.

Die interviewten ehemaligen Pflegekinder beschreiben ihre **Erfahrungen mit dem „Jugendamt“ und den SozialarbeiterInnen:**

Besuche der SozialarbeiterInnen werden als „Kontrollbesuche“ und vor allem als distanziert erlebt, die keinen persönlichen Beziehungsaufbau zwischen dem Pflegekind und der Sozialarbeiterin beinhalteten.

Die interviewten Pflegekinder erzählen von ihrem Bedürfnis nach einer Vertrauensperson aus dem institutionellen HelferInnensystem und weisen auf die Notwendigkeit hin, dass es eine Person ist, die allein für das Pflegekind da ist und langfristige Kontaktmöglichkeit sichert. Angela beschreibt:

... bei der darf ich alles erzählen, bei der kann ich wirklich Vertrauen haben und die behält das für sich und es hat keine Folgen.(...) Das wär es gewesen. Das hätte ich sicher gebraucht (Interview mit einem ehemaligen Pflegekind, Hoyer & Brousek, 2004, S.100).

An dieser Stelle ist die Sicht der SozialarbeiterInnen interessant, die im Systemspiel (s. 2. Teil des Projektes) die Rolle des Pflegekindes übernommen haben. Auch aus ihrer Sicht wird der einmal im Jahr stattfindende Pflegeaufsichtsbesuch als nicht ausreichend thematisiert und zwar vor allem deswegen, weil im Fall von Problemen und Konflikten von keiner Vertrauensbasis zu dem Kind ausgegangen werden kann. Sowohl die professionellen HelferInnen wie auch die ehemaligen Pflegekinder formulieren ihr Bedürfnis nach einer größeren Vertrauensbasis, da diese als Voraussetzung, Partizipation umsetzen zu können, verstanden wird.

„Partizipation von Pflegekindern“ : Die Interviewten erzählen von ihren Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeiten wie sie als Kinder versucht haben, sich den Weg zur Mitbestimmung zu bahnen. Die Erfahrungen der betroffenen Kinder heben hervor, dass das Zugeständnis der Partizipation von Kindern an die Interaktionsbereitschaft der Erwachsenen und das gemeinsame Aushandeln mit Kindern unter Berücksichtigung deren altersentsprechenden Ausdrucksfähigkeit gekoppelt ist. Die Stimme von Pflegekindern ernst zu nehmen passiert auf Basis der Verantwortung der Erwachsenen, „ein Kind anzuhören und es dann aber auch richtig zu hören“ (Max). Die Bedürfnisse, die hinter den Äußerungen von Kindern stehen, gilt es zu erkennen. Zentral ist, verstärkt aus dem Gesichtspunkt des Kindes deren

Stellungnahmen aufzunehmen und nicht aus der Erwachsenenperspektive über dessen Kopf hinweg „für das Kind“ zu handeln.

Als fatal wird es beschrieben, wenn Partizipation als eine einseitige Entscheidungserlaubnis für Kinder missverstanden wird und die Beweggründe von Entscheidungen der Kinder nicht erkannt werden.

Die Ergebnisse der Interviews bestätigen, dass die Umsetzung von Partizipation von Pflegekindern nicht mit einem punktuellen Ereignis zu bewältigen ist, sondern Kontinuität und Transparenz in dem Interaktionsprozess von Kindern und Erwachsenen fordert und unter Berücksichtigung der altersentsprechenden Ausdrucksmöglichkeiten und Wünsche passiert.

Dabei stellt sich die Frage nach den **Grenzen und Gefahren von Partizipation**. Diese werden in den Interviews vor allem im Zusammenhang mit Besuchskontakten und Rückführungsanträgen thematisiert:

Bei der **Regelung von Besuchskontakten** geht es nicht nur um die soeben genannten Forderungen, die Bedürfnisse von Kindern in ihrer Vielschichtigkeit zu erkennen, sondern auch um rechtliche Aspekte und die Transparenz von Entscheidungen.

Maria erlebte für sie unerträgliche Besuchskontakte über zwei Jahre hinweg, die unausweichliche Pflicht waren und deren Notwendigkeit sie nicht nachvollziehen konnte. Der Beginn der Besuchskontakte war für ihr Erleben plötzlich und unbeeinflussbar und ebenso war intransparent was die Beendigung der Kontakte nach zwei Jahren bewirkt hat.

Pflegekinder sehen hier mangelnde Partizipationsmöglichkeit sowohl für Kinder als auch für die Pflegefamilien und fordern eine eindeutige Verankerung des Mitbestimmungsrechts von Kindern. Dabei soll differenziert werden zwischen Pflegekindern die von Geburt an bei der Pflegefamilie leben und denen, die erst im späteren Alter in die Pflegefamilie kommen.

Die Erfahrungen von Angela spiegeln die von Jaun (1999) formulierten Gefahren von Partizipation von Kindern und Jugendlichen wider. Nach Jaun geht es um die mögliche Verschleierung von Bedürfnissen der Erwachsenen hinter dem Zugeständnis von Partizipation von Kindern. Er beschreibt es als Instrumentalisierung von Heranwachsenden, bei der Kinder und Jugendliche zu bestimmten Aussagen und Meinungen verleitet werden, die den Zielen der Erwachsenen dienen:

(Ausschnitt aus dem Interview mit Angela)

Y: Gab es denn da so was, (1) gab es irgendwie eine Entscheidung für Sie dann für eine Familie? (.) Also.

Angela: @Hm@ Entscheidung. (.) Ist ein gutes Stichwort. (1) Es war dann eine Zeit so, (1) dass meine Pflegemutter und meine richtige Mutter sich anfreundeten. Ja.

Y: Mhm.

Aw: Und wo sich die anfreundeten durfte ich dann mit meiner richtigen Mutter alleine mitgehen, ja.

Y: Mhm.

Angela: Und meine richtige Mutter, is mit mir aufs Gericht gegangen, (.) und am Gericht bin ich befragt worden, wo ich denn hin möchte.

Y: Mhm.

Angela: Und dort hob i in meiner Panik gsagt, ich möchte bei meiner richtigen Mutter wohnen, und wie ich dann nach Haus gekommen bin, hab i meine Pflegemutter angeweint, hab gsagt (.) Huuuh, was hab ich nur gemacht! Und ich hab da am Gericht gsagt, ich will bei meiner richtigen Mutter wohnen, ich will das ja gar nicht, ich will ja lieber bei dir bleiben. Und es war absoluter Tumult.

Y: Mhm.

Angela: Und von da an durfte ich dann nicht mehr (.) allein meine richtige Mutter.

Y: Mhm

Angela: also das war auch nur, glaub i, ein oder zwei Mal, ja, (.) und dann ist das wieder unterbunden worden. (2)

Y: Ist denn Ihre Stimme gehört worden? (.) Wie ist damit umgegangen worden, dass, als (.) Sie am Gericht gesagt haben?

Angela: I wor des böse Kind, (.) das ja nicht brav war, die wos gsagt hat, was sie eigentlich gar net wül. (4) Ich denk mir, dass ich ääh zu dem Zeitpunkt (2) irgendwo beides wollte, ja. Ich wollte meine Pflegemutter und ich wollte auch meine richtige Mutter,

Y: ja

Angela: und ich denk mir, wenn (.) wenns da irgendwie zwischen den beiden Frauen besser funktioniert hätte, hätts da

Y: ja, ja, ja

Angela: sicher irgendeine Lösung geben können, ja.

Y: Ja. Ja. Ja.

Angela: Was weiß ich, dass ich aah von Montag bis Freitag (.) bei der Pflegemutter bin und vielleicht nur (.) am Wochenende ein paar Tage bei meiner Mutter wohne, net.

Y: Mhm. Mhm.

Angela: Aber des wos dann net, ja.

Y: Ja. Wie alt waren Sie da, wissen Sie das noch?

Angela: Ich schätz einmal so acht Jahre, neun Jahre.

Y: Ja.

Angela: So irgendwie.

Y: Mhm. Mhm. (2)

Angela: Na, i woar nur des böse Kind, (.) weil i des gmacht hab, nen.

Y: [Weil Sie gesagt haben?

Angela: [Und ich weiß aber auch noch, dass ich vom Gericht her (.) und auch von meiner richtigen Mutter her auch sehr unter Druck gesetzt worden bin am Gericht.

Y: Mhm. Mhm.

Angela: Zz. Also es waren (3), es war nicht so wirklich, dass das ähm von mir (1) gewollt war irgendwie die, die Aussage.

(Dauer der Textstelle: 03 Min, 12 Sek.)

Angela fühlt sich im emotionalen Tumult. Sie übernimmt die Perspektive der Erwachsenen und versucht es ihrer Pflegemutter und ihrer Herkunftsmutter Recht zu machen. Ihre Aussage bei Gericht hat nichts damit zu tun, was sie will, sondern ist

eine Reaktion auf enormen Druck. Sie sieht die Perspektive ihrer Mutter und ihrer Pflegemutter, aber ihre eigene Perspektive übergeht sie. Unter Druck fällt sie vor Gericht die nächst beste Entscheidung, und diese Entscheidung bringt Sanktionen in Form von Strafe mit sich: Sie erlebt, wie niemand darauf eingeht wie es ihr mit dieser Meinungsäußerung geht, und muss danach zur Kenntnis nehmen, dass sie nach ihrer Entscheidung vor Gericht ihre Herkunftsmutter nicht mehr alleine besuchen darf. Sie erlebt sich in der Rolle des „bösen Kindes“, wenn es um die Äußerung ihrer Meinung zur Frage der Familienzugehörigkeit geht. In dem emotionalen Tumult in dem sie sich mit ihren acht oder neun Jahren befindet, möchte sie beides, nämlich bei ihrer leiblichen Mutter leben und auch bei der Pflegemutter. Ideen für Lösungsmöglichkeiten wurden damals nicht entwickelt. Im Interview als erwachsene Frau sieht sie Realisierungsmöglichkeiten dieses Wunsches, z.B. mit einer Lösung unter der Woche und am Wochenende bei der Herkunftsmutter.

Die Erzählung ist Ausgangspunkt für das bereits genannte Systemspiel gewesen. Im Teil 2 des Projektes haben sich MitarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt u.a. in die Rolle des Pflegekindes, der Pflegeeltern, Herkunftseltern, Lehrerin oder Sozialarbeiterinnen versetzt und über zwei Tage lang Möglichkeiten durchgespielt wie in Folge mit dieser Situation umgegangen werden könnte. Zwei Ergebnisse möchte ich herausgreifen:

Die Erfahrung von Angela in der realen Situation deckt sich mit der Erfahrung von einer langjährig erfahrenen Sozialarbeiterin im Systemspiel, die die Rolle des Pflegekindes übernommen hat: Beide erleben in der beschriebenen Situation keine Handlungs- oder Lösungsmöglichkeit, wie sie mit dem Dilemma, unter Druck ihre Meinung zu äußern, anders umgehen könnten.

Die zweite Gemeinsamkeit zwischen Realität und Systemspiel liegt darin, dass beide Kinder die Perspektive der Erwachsenen übernehmen, die eigene Perspektive jedoch ausblenden. Dieser Befund, nämlich das Ausblenden der eigenen Perspektive, ist zentral: Die Fähigkeit der Perspektivenübernahme ist Voraussetzung für Partizipation. Das bedeutet nicht allein, die Perspektiven von anderen zu übernehmen, sondern geglückte Partizipation zeichnet sich dadurch aus, Perspektiven anderer übernehmen zu können und die eigene Perspektive zu äußern. Dazu brauchen sie entsprechende Unterstützung von Seiten der Erwachsenen.

Robert Selman¹ hat die Entwicklung von Perspektivenübernahme bei Kindern beforscht und verschiedene Niveaus beschrieben. Mit ca. sieben Jahren sind Kinder so weit, dass sie die eigenen Gedanken und Gefühle reflektieren und sie aus der Perspektive einer anderen Person betrachten können. Sowohl die reale Angela, von der wir einen Interviewausschnitt gehört haben, als auch die gespielte Angela denken sich in ihre Mutter und in ihre Pflegemutter hinein. Beide erleben dabei allerdings starken Druck und übergehen die eigene Perspektive völlig. Das ist eine der Gefahren von Partizipation.

Unter Druck erleben die Kinder im Systemspiel wie auch in der realen Situation ein Hin- und Hergerissensein zwischen Herkunftsmutter und Pflegemutter bzw. einen „emotionalen Tumult“. Sie sehen keine Lösungsmöglichkeit. Das Systemspielpflegekind erzählt im Anschluss von ihren Erfahrungen:

„Und natürlich diese Rolle, dass ich da eine Mama habe, die mich plötzlich haben will. (.) @es war wahnsinnig schwierig@, denn ich wollte dieser Mama natürlich nicht weh tun. (...) Also (...) dieses (.) Hin- und Hergerissen-sein zwischen der Mama, die jetzt plötzlich da ist und mich haben will, was mir ja auch gut tut, will mich haben, und die andere Seite die Pflegeeltern, die ja auch da sind und mich jahrelang betreut haben“.

Die Ergebnisse des vorgestellten Projektes bestätigen noch weitere in wissenschaftlichen Diskursen beschriebene **Grenzen und Gefahren**, die **im Rahmen der Jugendwohlfahrt** im Zusammenhang mit der Partizipation von Kindern und Jugendlichen besonders zu reflektieren sind:

- Partizipation als Ausgrenzungsinstrument: Nicht was die Jugendlichen wollen, ist der Maßstab ihrer Beteiligung, sondern sie dürfen daran partizipieren, was ihnen von Seiten der Jugendhilfe bzw. der Erwachsenen als adäquate Bedarfsentscheidung vorgelegt wird (Norman, 2003).
- Partizipation im Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle und zwischen Kindern und Erwachsenen:
Jugendwohlfahrt geht einem doppelten Auftrag nach, gleichzeitig Hilfe- und Kontrollaufgaben zu übernehmen. Dieses Kernproblem wird noch dadurch erschwert, dass es in der Jugendwohlfahrt zwei Adressatengruppen von zu betreuenden KlientInnen gibt, nämlich Kinder und Erwachsene, deren Ziele und Interessen durchaus gegensätzlich sein können. Professionelle HelferInnen sind herausgefordert herauszubekommen welche Sicht, welche Ambivalenzen und Ängste die betroffenen Kinder und Jugendlichen haben.
- Das Problem der Partizipation bei unfreiwilligen KlientInnen. Keine Partizipationsmöglichkeit wird bei der Herausnahme eines Kindes aus der

¹ Selman, R. (1982).

Familie gesehen. Gerade in solchen Situationen geht es um die Überlegung, wie KlientInnen einzubinden sind und wie die Basis zur Partizipation wieder geschaffen werden kann.

Aus den beschriebenen Gefahren und Grenzen lassen sich folgende **Voraussetzungen für geglückte Partizipation** ableiten:

- **Beidseitige Perspektivenübernahme:** Es geht darum, sowohl die Kinder- als auch die Erwachsenenperspektive einzunehmen und Kindern bei der Äußerung ihrer eigenen Perspektive ausreichend Unterstützung und entsprechende Rahmenbedingungen zu bieten.
- **Beachtung der spezifischen Machtverhältnisse:** Partizipation kann nicht ohne Beachtung der spezifischen Machtverhältnisse praktiziert werden (Pluto et al., 2003). Machtunterschiede sind zumindest auf zwei Ebenen zu erkennen: Ein Ungleichgewicht besteht zum einen zwischen Erwachsenen und Kindern, zum anderen zwischen den Fachkräften und denjenigen, die die Hilfe in Anspruch nehmen.
- **Einräumen von Übergängen:** Der Machtunterschied zwischen dem Jugendamt und seinen Adressaten kann nicht zur Gänze aufgehoben werden. Kinder und Jugendliche müssen jedoch erst lernen, mit unterschiedlichen Machtverhältnissen umzugehen und sie brauchen dazu Erprobungsmöglichkeiten. Dazu ist es notwendig, Übergänge einzuräumen.
- **Verbindung von Partizipation und Lernprozessen:** Es ist wichtig, die Machtunterschiede zu reflektieren und zu erkennen, dass Partizipation an *Lernprozesse* gekoppelt ist, die gestützt, vorbereitet und in strukturierter Weise kontinuierlich gefördert werden müssen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit

Literatur

Hoyer, A. & Brousek, E. (2004). Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Die Vielfalt der Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren im Rahmen der Unterbringung in Pflegefamilien. Unveröffentlichter Zwischenbericht des Amtes für Jugend und Familie, Grundlagenforschung, Wien.

Jaun, T. (1999). "Durch Identifikation zu Verantwortungsbewusstsein": Die Partizipation von Kindern und Jugendlichen als Chance für eine nachhaltige Entwicklung. In: R. Kaufmann-Hayoz, R. Künzli (Hrsg.), „... man kann ja nicht einfach aussteigen.“ *Kinder und Jugendliche zwischen Umweltangst und Konsumlust*. Akademische Kommission der Universität Bern: Zürich. S. 261 – 274.

Norman, E. (2003). Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen. Heimkinder erinnern sich. Beltz Votum: Weinheim.

Pluto, L., Mamier, J., Santen, E., Seckinger, M., & Zink, G. (2003). *Partizipation im Kontext erzieherischer Hilfen – Anspruch und Wirklichkeit. Eine empirische Studie*. Deutsches Jugendinstitut: München

Selman, R. (1984). *Die Entwicklung des sozialen Verstehens*. Suhrkamp: Frankfurt am Main

Mag^a. Anke Hoyer

Psychologin, Psychotherapeutin, Supervisorin, Coach

Seit 1996 Mitarbeiterin der MAG ELF, Wien (Grundlagenforschung; Eltern-Kind-Zentren), div. Projekte im Bereich Pflegekindwesen, Krisenunterbringung von Kindern und Jugendlichen sowie Coaching im Krisenpflegebereich. Coach und Supervisorin im

EU-Projekt Daphne („Transnationales Präventionsprogramm gegen Missbrauch und Gewalt). Selbständig in freier Praxis tätig.

Lehrbeauftragte an der Universität Wien: Institut für Psychologie; Institut für Pflegewissenschaften; Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien sowie an der Universität Linz.

anke.hoyer@univie.ac.at

Tel.: +43/-1-48 678 05